

Bekanntmachung des Kapitäns Gustav Schröder an die Passagiere der St. Louis über die von der kubanischen Regierung verweigerte Einreise.



H A M B U R G A M E R I K A L I N I E

=====

Die Cubanische Regierung zwingt uns den Hafen zu verlassen. Sie hat uns erlaubt, noch bis morgen bei Tage hierzubleiben und es wird die Abfahrt hiermit auf

10 Uhr Freitag morgen

festgesetzt. Mit der Abfahrt sind die Verhandlungen keineswegs abgebrochen.

Erst der durch Abfahrt des Schiffes herbeigeführte Zustand ist Vorbedingung für das Eingreifen des Herrn Berenson und seiner Mitarbeiter.

Die Schiffsleitung bleibt in weiterer Verbindung mit sämtlichen jüdischen Organisationen und allen anderen amtlichen Stellen und wird mit allen Mitteln zu erreichen suchen, dass eine Landung ausserhalb Deutschlands stattfindet und wir werden vorläufig in der Nähe der amerikanischen Küste bleiben.

gez. Schröder
Kapitän.

**Affidavit Schröders für Ernst Vendig, der als Mitglied
des Komitees der Passagiere während der Rückfahrt
der St. Louis für Ruhe an Bord gesorgt hat.**



Hamburg-Amerika Linie

Dienststelle: S C H I F F S L E I T U N G

An Bord M. S. " S T . L O U I S " 98. **Reise**

Zur Zeit auf See **den** 16. Juni 1939

Herr Dr. Ernst V E N D I G war während der Rückreise des M.S. " ST. LOUIS " von Habana ab Mitglied des Komitees, welches die Verbindung zwischen der Schiffsleitung und den Fahrgästen herstellte und für Ruhe und Ordnung sorgte.

Durch seine ruhige und sachliche Arbeit hat das Komitee dafür gesorgt, dass in den kritischen Tagen trotz des panikartigen Zustandes geordnete Verhältnisse gewahrt bleiben konnten, so daß wir ihm zu besonderem Dank verpflichtet sind.

Schröder
.....
Kapitan .

Nur für den inneren Dienstbetrieb

Auszug aus der Transportliste der Juden, die in das Hotel Lloyd eingewiesen wurden. Hannelores Name und der ihrer Eltern erscheinen in der linken Spalte.



**JOODSCH VLUCHTELINGENKAMP
QUARANTAINÉ-STATION
ROTTERDAM (West) S/D**

ROTTERDAM, 15 Juli 1939

Aan den Wed. Gestrengen Heer Commandant
v.h. LLOYD - Hotel.

Amsterdam.C

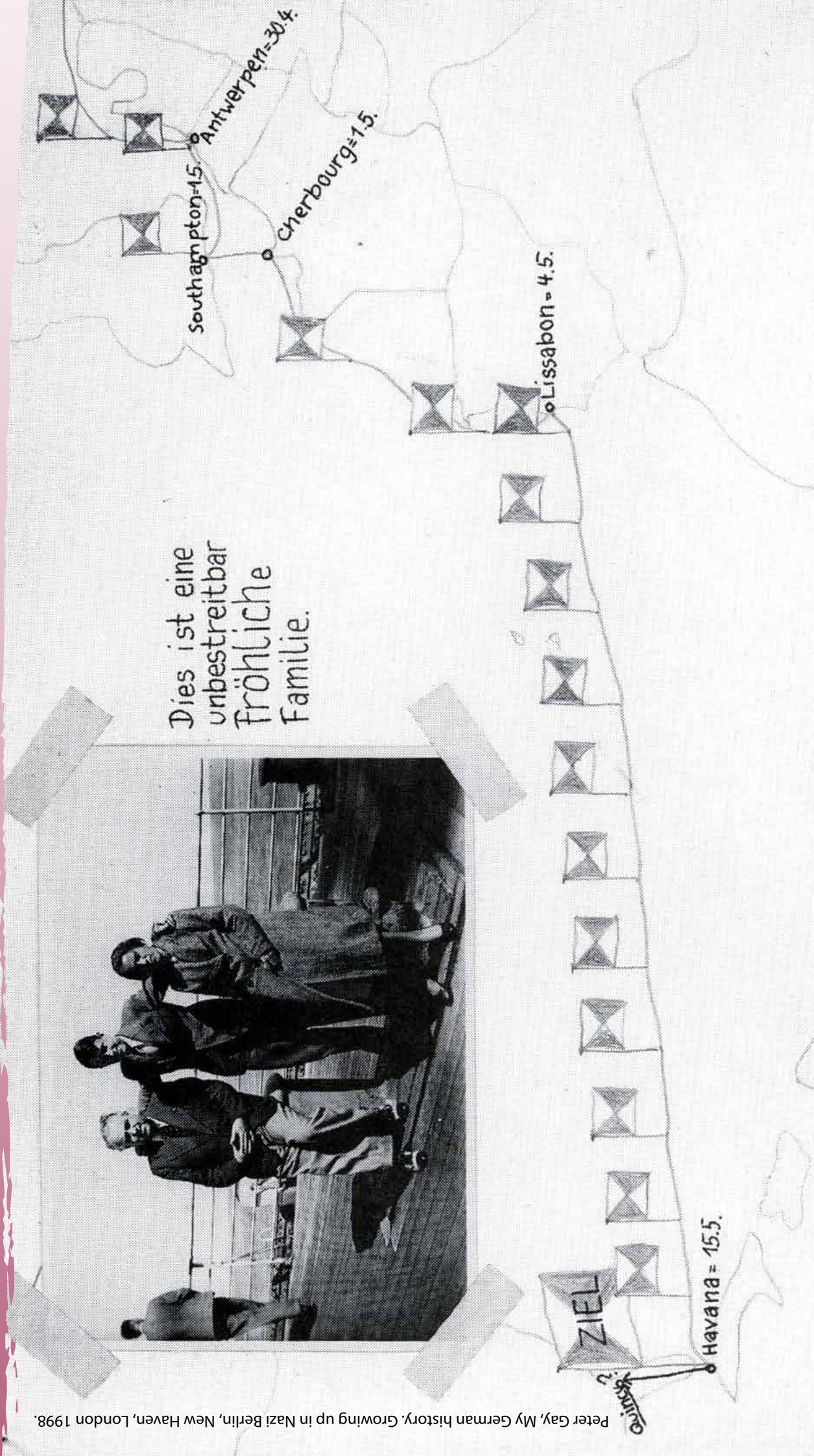
Hierbij heb ik de eer U te doen toekomen een transport van 71 personen waarvan de nominatieve opgave hieronder vermeld is.

Ik maak U ertevens op attent dat de papieren en kampkaarten deze personen hierbij gaan.

- | | |
|---|------------------------------------|
| ✓ Ritter Wilhelm Isr. ✓ | ✓ Schesinger Richard ✓ |
| ✓ Breitbarth Arthur ✓ | " " Nathansohn Meta ✓ |
| ✓ Stauss Jozef Isr. ✓ | ✓ Reichenteil Josef ✓ |
| ✓ " Max Isr. ✓ | ✓ " Pinkus Betty ✓ |
| ✓ Hammerschlag Max Isr. ✓ | ✓ Cohen Ruth Senta ✓ |
| ✓ Heineman dr. Hilmar ✓ | ✓ Rosentach Heinz ✓ |
| ✓ Gruber Alexander ✓ | ✓ Rothschild Erwin Isr. ✓ |
| ✓ "-Schnek Gisella ✓ | ✓ Hamburger Arthur Isr. ✓ |
| ✓ " Hermann ✓ | ✓ Rosenthal Rolf ✓ |
| ✓ " Max ✓ | ✓ Brann Alfred ✓ |
| ✓ Frank Moritz ✓ | ✓ Winter Emma ✓ |
| ✓ Rosenberg Alara Sara ✓ | ✓ Babad Rachela ✓ |
| ✓ Frank Ursula Khanstein ✓ | ✓ Hopp Anhang Margarete ✓ |
| ✓ Lichtenstein Fritz Isr. ✓ | ✓ Rothschild Frieda ✓ |
| ✓ "-Rose nthal Lucie ✓ | ✓ Finkelstein Ina Alara dr. ✓ |
| ✓ Weltmann Renate Kellmann ✓ | ✓ Keller Klepetar Ruth Sara ✓ |
| ✓ "- Loepert Ely ✓ | ✓ Herz Max Isr. ✓ |
| ✓ " Erich ✓ | Kaufmann |
| ✓ Tannenbaum Karl ✓ | ✓ Hoffmann Siegfried ✓ |
| ✓ "- Schluss Malchen ✓ | ✓ Frank Sigfried Isr. ✓ |
| ✓ Friedmann Eva Ruth ✓ | ✓ Schumanowsky Karmz ✓ |
| ✓ "- Tannenbaum Rosi ✓ | ✓ Kormann Osias ✓ |
| ✓ Klein Leopold Isr. ✓ | ✓ Marx Simon ✓ |
| ✓ " Hannelore ✓ | ✓ Weinberg Walter ✓ |
| ✓ "- Tannenbaum Louise ✓ | ✓ Schwalbendorf Josef ✓ |
| ✓ Weinstock Ernst ✓ | ✓ Jonas Julius ✓ |
| ✓ " Marcus Charlotte ✓ | ✓ Rosenberg Selig ✓ |
| ✓ " Arthur Isr. ✓ | ✓ Fleischner Leopold Isr. ✓ |
| ✓ Lennenberg Julius ✓ | ✓ Herschkowitz Josef ✓ |
| ✓ " Hans ✓ | ✓ Wieselmann Max Mayer ✓ |
| ✓ "-Heinemann Gisela ✓ | ✓ Pinthus Heinz ✓ |
| ✓ Chanachowitz Moritz Leo ✓ | Koch Elisabeth Sara |
| ✓ "-Frohmann Regina ✓ | Koch Elisabeth Sara |
| ✓ Margoninsky Ludwig Isr. ✓ | xxxxxxx Lina Sara |
| ✓ "-Bartneck Elfriede ✓ | ✓ Heynard Bernard ✓ |
| ✓ Praeger Siegfried ✓ | ✓ Meyer-Regensteiner Hedwig Sara ✓ |
| ✓ "- Kleimenhagen Margarete ✓ | |
| ✓ Rosenberg Louis Isr. ✓ | |

Beheerder van het Joodsche

Von Peter im Mai 1939 gezeichnete Karte, die die bereits zurückgelegte Reiseroute und die zwei letzten Reiseziele angibt. Peter kommentiert, er habe das Foto aufgeklebt, um mit seinem Familiennamen *Fröhlich* der düsteren Realität und den oft niederschmetternden Gefühlen zu trotzen.



Schreiben des amerikanischen Generalkonsulats
vom 20. Juni 1946 an Wilhelm Bornstein, in dem ihm
mitgeteilt wird, dass seine Einwanderung in die USA
jetzt möglich sei.



811.11
GC:MB:SQ

SD

AMERICAN CONSULATE GENERAL
ANTWERP, BELGIUM

June 20, 1946

Mr. Wilhelm BORNSTEIN
55 route de Mons,
Charleroi

REGISTRATION NO 591-592-593
QUOTA GERMAN

Sir:

It is anticipated that your turn, and that of any coregistrants, will be reached on the quota list in the near future. You are therefore requested to procure the assurances of support described in the enclosed circular and forward them to this office with this notice. Your assurances of support will be examined soon after their receipt, and you will be advised regarding their sufficiency.

If, upon preliminary examination by this Consulate General, your assurances of support are found to be satisfactory, you will be furnished with a list of personal documents which should be presented at the time of making formal application for a visa. This list will include, among other documents, the following: Official copies of your birth certificate, and that of each coregistrant, in duplicate; duplicate statements of your police record, and that of each coregistrant, issued by the police authorities of each place where each applicant has resided since his fourteenth birthday. If the documents mentioned above are unavailable, failure to produce them should be satisfactorily explained. The possibility that you will be asked to produce these documents is brought to your attention at this time, in order that you may take whatever steps you deem advisable.

Very truly yours,

For the Consul General:

Charles W. Anderson
Charles W. Anderson
American Vice Consul

Enclosure:

Circular entitled "Suggestions regarding
Public Charge Evidentiary Requirements".



Arnon Yasha Yves Grünberg

Arnon Grünberg, Photograph Keke Keukeelaar.



Arnon Grünberg (22. Februar 1971) ist heute einer der bekanntesten und erfolgreichsten Schriftsteller der Niederlande – seinen Wohnsitz hat er allerdings in New York. Er ist der Sohn von Hannelore Grünberg-Klein und Herman Grünberg und das jüngere von zwei Kindern.

Jedes Jahr schreibt er ein bis zwei Romane, dazu Kolumnen in Tageszeitungen, Texte fürs Radio und Einträge für seinen Blog (www.arnongrunberg.com/blog). Für seine Bücher hat er viele Preise bekommen. In seinen Texten spielt immer wieder auch das Verhältnis zu seinen Eltern – insbesondere zu seiner Mutter –, zum Judentum und zur NS-Zeit eine Rolle.

„Ich sage immer: Alles ist möglich, nur nicht sich andere Eltern auszusuchen.“

Arnon Grünberg, Omdat ik u beger, Amsterdam 2007 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

„Meine Eltern, 1912 und 1927 in Berlin geboren, waren (und sind) neben Juden wahrscheinlich vor allem Europäer. Nicht aus Idealismus, sondern weil es nicht anders ging. Meine Mutter hatte mit ihren Eltern 1939 noch versucht, Kuba zu erreichen. Aber Kuba wollte keine weiteren jüdischen Flüchtlinge mehr. Amerika hatte seine Grenzen dichtgemacht, und so landete meine Mutter mit ihrer Familie in den Niederlanden. Nach dem Krieg und einigen Inhaftierungen in mehreren Konzentrationslagern ist sie ohne ihre Eltern in die Niederlande zurückgekehrt.

Sie versuchte eine Weile, in Paris zu leben, wo sie Au-pair-Mädchen war, dann in Buenos Aires, wo sie Familie hatte, dann in Israel, wo sie als Kellnerin arbeitete, und kam schließlich nach Amsterdam zurück, ohne sich zu Hause zu fühlen. Sie war in gewissem Sinne urdeutsch, doch die Frage nach einer Rückkehr nach Berlin hatte sich für sie nie gestellt. Europäerin als Notlösung, auch wenn sie es nie so beschreiben würde. (...) Und obwohl ich Amerika liebe oder zumindest New York - ohne zu vergessen, dass Amerika meinen Großeltern und meiner Mutter

die Einreise verweigert hatte - glaube ich nicht, dass ich in New York bin, um Amerikaner zu werden. Das Schicksal brachte mich nach New York, und ob ich nun Amerikaner werden will oder schlicht nur da bin, ich bin und bleibe Europäer. Ein amerikanischer Pass ändert daran nichts.“

Arnon Grünberg, Plädoyer für den selbstbewussten Paria, auf <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,736479,00.html> (Zugriff am 11.12.2011).

„Dass deine Eltern für die Nazis Juden waren, bedeutet nicht, dass du gezwungen bist, diese Identität bis zum Ende deiner Tage weiter zu führen wie die Gemüsehändler, die auch nach Geschäftsschluss nur über Rüben sprechen.“

Arnon Grünberg, Omdat ik u beger, Amsterdam 2007 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

„Ich hoffe, immer weniger Jude zu sein. Ich bin mehr als das – ich bin mehr als meine Eltern – ich schäme mich für das Jüdische – das ist unangenehm.“ Nachdem er aus dem Buch der Mutter gelesen hat, beschreibt er die Tragik seiner Eltern als „etwas, das sie überlebten, doch mit dem man nicht leben kann. Kein wirkliches Leben.“

Arnon Grünberg, Omdat ik u beger, Amsterdam 2007 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

An seine Mutter: „In deinen Augen war ich ein Genie, aber eines, das seine eigenen Schuhbänder nicht zuschnüren konnte. Jemand, der sich nicht verteidigen konnte, jemand, der dich brauchte, um sich gegen die große, böse Welt zu wehren.“

Arnon Grünberg, Omdat ik u beger, Amsterdam 2007 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

„Beim Dinner des niederländischen Botschafters und seiner Frau fragte mich ein Diplomat: ‚Sind Sie jemals in Theresienstadt gewesen?‘ ‚Nein‘, antwortete ich. ‚Ich war in Auschwitz, aber nach Theresienstadt habe ich es nie geschafft.‘ Wir haben darüber gesprochen warum Theresienstadt anders war als alle anderen Lager. Ich habe nicht erwähnt, dass meine Mutter einige Zeit in Theresienstadt war. Es fühlte sich unangebracht an. Die Dinnerparty kam im Garten zum Abschluss.

Ich dachte an Carvers Kurzgeschichtensammlung ‚Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden‘. Eigentlich dachte ich: ‚Wovon wir reden, wenn wir vom Holocaust reden.‘“

<http://www.arnongrunberg.com/blog/1043> (Zugriff am 13.12.2011) (Übersetzung aus dem Englischen).



Brundibár – Kinderoper in Theresienstadt

Yad Vashem Photo Archive 2977/169.



Der tschechische Komponist Hans Krása komponierte die Kinderoper Brundibár bereits im Jahr 1938 in Prag. Nach der Annexion des Sudetenlandes (1938) und dem Überfall auf Polen durch NS-Deutschland (1939) konnte die Oper aber nicht mehr aufgeführt werden. Im Jahr 1941 fand schließlich die heimliche Uraufführung im jüdischen Waisenhaus von Prag statt.

Hans Krása wurde im August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Dort traf er die meisten Darsteller und Musiker aus dem Waisenhaus wieder. Er arrangierte die Oper erneut für die Instrumente, die in Theresienstadt eben vorhanden waren. Brundibár wurde über 55 mal aufgeführt. Nachdem der Text der Oper auf tschechisch war, konnten die deutschen SS-Leute und Lageraufseher nicht verstehen, worum es ging, und ließen die Musiker gewähren.

Die Handlung:

Zwei Kinder leben in schlimmer Armut. Als ihre Mutter krank wird und der Arzt ihr Milch verordnet, suchen sie nach Wegen, diese zu beschaffen. Auf der Straße sehen sie, wie Brundibár, ein Leierkastenmann, von den Passanten Geldstücke bekommt. Auch sie versuchen, mit Singen ein paar Münzen zu verdienen, aber die Leute lachen sie aus und Brundibár verjagt sie. Er allein möchte mit seinem Leierkasten die Aufmerksamkeit der

Menschen gewinnen.

Die beiden Kinder schlafen ein. Schließlich kommen eine Katze, ein Hund und ein Spatz, um ihnen zu helfen. Gemeinsam mit anderen Kindern üben sie Lieder ein, und am nächsten Tag will tatsächlich niemand mehr Brundibár hören, sondern nur noch die Kinder und die Tiere. Die Geldstücke fallen nun in den Hut des Jungen, und alles scheint gut zu werden. Da kommt Brundibár, stiehlt den Hut mit dem Geld und rennt davon. Alle Kinder und die Tiere helfen nun, Brundibár einzufangen. Am Ende siegen die Kinder, und damit haben jene einen Sieg errungen, die füreinander einstehen und gemeinsam gegen das Böse kämpfen.

Rudolf Laub, der als Junge in Theresienstadt inhaftiert war, beschrieb in der Jugendzeitschrift VEDEM, die die Jungen in Theresienstadt gemeinsam herausgaben, seine Eindrücke über die Proben zu dieser Oper:

„Ich kann sagen, dass der Aufwand, der in die Kinderoper gesteckt wurde, alles andere als klein war, und es war nicht einfach, in der vergleichsweise kurzen Zeit von eineinhalb Monaten mit einem 10köpfigen Orchester, einem 40köpfigen Kinderchor und 10 Solisten (ebenfalls Kinder) zu proben. Oder sind Sie jemals ein Dirigent gewesen, der mit 50 strammen Jungen und Mädchen zurecht kommen musste, die überzeugt davon sind, dass je mehr Krach und Spaß es während der Proben gibt, desto besser? Nein – das ist nicht einfach, und ich ziehe meinen Hut vor Rudi Freudfeld, weil er während der Proben nur ganz selten böse wurde und sich dann sehr schnell wieder beruhigte. Ich hätte nicht diese Geduld gehabt, und ich bezweifle, dass irgendjemand anderes sie gehabt hätte. (...) Die ersten Proben waren ziemlich langweilig. Sie wurden in einem staubigen Dachboden abgehalten, mit einem quietschenden Harmonium und bei erstickender Hitze. Der Chor sang ‚Dies ist der kleine Pepíček...‘ (...) und entfloh dann glücklich der stickigen Atmosphäre um draußen frische Luft zu schnappen. In der Zwischenzeit standen die Kandidaten für die Solorollen mit zitternden Stimmen vor dem schwitzenden Rudi und sangen ihm ‚lalalalala‘ nach. Wir waren angespannt bis zum Zerreißen, endlich zu erfahren, wer welche Rolle bekäme und wer ein paar Worte mehr als alle anderen auf der Bühne zu sagen hätte. Es gab viel Wettbewerb, Neid und kleinere Intrigen, aber schließlich waren alle Rollen verteilt und langsam aber sicher begannen wir mit den Proben. Als erstes probten wir nur die Lieder.

Die Proben waren einschläfernd, obwohl ein paar Leute Spaß daran hatten, und oft schien es, als ob die ganze Geschichte nicht gut ausgehen würde. Aber eine besondere Aura hielt uns zusammen, das Gefühl ‚wenn das fertig ist, wird es super.‘ Wir machten Fortschritte, wir bekamen einen besseren Proberaum, und das Interesse stieg an. Alle begannen, sich auf die Proben zu freuen, und erzählten ihren Bekannten mit einem gewissen Stolz: ‚Wir proben für eine Kinderoper.‘“

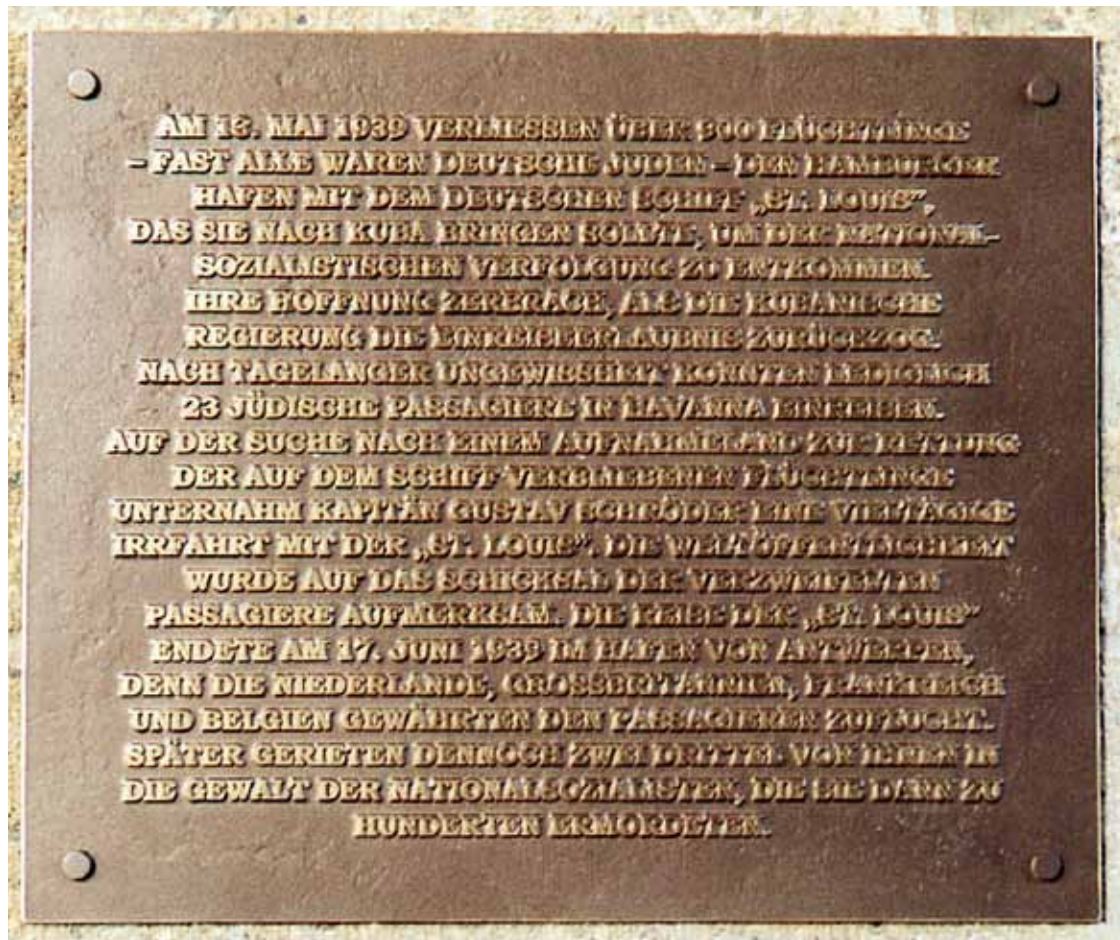
Křížková, Růt Marie/ Kotouč, Kurt Jiří/ Ornest, Zdeněk (Hrsg.), We are children just the same. Vedem, the secret magazine by the boys of Terezin, Prag 1995, S. 154f (Übersetzung aus dem Englischen).

Rudolf Laub war einer der Mitwirkenden. Er wurde im Dezember 1943 von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und dort im Alter von 14 Jahren ermordet.



Gedenktafel an den Landungsbrücken in Hamburg

<http://www.bildarchiv-hamburg.de/hamburg/hafenbe/landungsbruecken/index3.htm>
(Zugriff am 14.12.2011.)



Tafel-Inschrift:

Am 13. Mai 1939 verließen über 900 Flüchtlinge – fast alle waren deutsche Juden – den Hamburger Hafen mit dem deutschen Schiff „St. Louis“, das sie nach Kuba bringen sollte, um der nationalsozialistischen Verfolgung zu entkommen. Ihre Hoffnung zerbrach, als die kubanische Regierung ihre Einreiseerlaubnis zurückzog.

Nach tagelanger Ungewissheit konnten lediglich 23 jüdische Passagiere in Havanna einreisen. Auf der Suche nach einem Aufnahmeland zur Rettung der auf dem Schiff verbliebenen Flüchtlinge unternahm Kapitän Gustav Schröder eine viertägige Irrfahrt mit der „St. Louis“. Die Weltöffentlichkeit wurde auf das Schicksal der verzweifelten Passagiere aufmerksam.

Die Reise der „St. Louis“ endete am 17. Juni 1939 im Hafen von Antwerpen, denn die Niederlande, Großbritannien, Frankreich und Belgien gewährten den Passagieren Zuflucht.

Später gerieten dennoch zwei Drittel von ihnen in die Gewalt der Nationalsozialisten, die sie dann zu Hunderten ermordeten.



Gut und Böse im Ghetto – Erziehung im Ghetto Theresienstadt

Im Lager Theresienstadt waren zahlreiche Intellektuelle und Lehrerpersönlichkeiten inhaftiert, die es sich zum Vorsatz machten, den Kindern im Ghetto „ein Leben als ob“ zu ermöglichen. Sie wollten die Kinder zu moralisch standfesten, selbstständigen und kreativen Menschen erziehen, als ob sie in einem normalen, kindgerechten und gesunden Umfeld aufwüchsen. Dabei spielte auch die Hoffnung eine wichtige Rolle, dass diese Kinder Krieg und Verfolgung überleben würden und dann, am Tag ihrer Befreiung, ihr Leben und die Gesellschaft in humaner Weise wieder aufbauen könnten. Natürlich standen die Bedingungen, unter denen die Häftlinge im Lager (über-)leben mussten, diesen Bemühungen entgegen.

Ein großes Problem war zum Beispiel, dass Menschen, auch Kinder und Jugendliche, die um ihr Überleben kämpfen, dazu gezwungen sind, ihre moralische Grundauffassung an das unmenschliche Leben im Ghetto oder Lager anzupassen. Im alltäglichen Kampf um Essen, Kleidung oder anderes mussten sowohl Kinder als auch ihre Lehrer und Eltern sich immer wieder neu entscheiden, wo die Grenze moralischen Handelns unter diesen Umständen verläuft. War zum Beispiel Diebstahl erlaubt, wenn der Dieb unter ständigem Hunger leidet? Diese und ähnliche Fragen wurden unter den Erziehern im Ghetto oft und intensiv diskutiert. Diebstahl von Privatpersonen und zum Zweck der reinen Selbstversorgung galt als unakzeptabel, wer hingegen im öffentlichen Bereich (der Lagerküche, vom Feld) stahl und dabei die Beute mit anderen teilte, ging in der Regel straffrei aus.

Eine der wichtigsten Persönlichkeiten unter den Häftlingen von Theresienstadt im Bereich der Erziehung war Egon Redlich (1916-1944). Er war Mitglied des Ältestenrates und Leiter der Kinder- und Jugendfürsorge. In seinem Theresienstädter Tagebuch beschreibt er seine Arbeit und das Leben im Ghetto. In vielen Einträgen befasst er sich mit dem Problem der Erziehung im Ghetto.

16. März 1942

„Was soll man einem Kind sagen, das Kohlen stiehlt. Das Kind sieht, dass jeder stiehlt und verliert jedes Gefühl für Moral.“

Friedmann, Saul S. (Hrsg.), The diary of Gonda Redlich, Lexington 1992, S. 28 (Übersetzung aus dem Englischen).

19. Juni 1942

„Ich habe eine Gruppe Kinder besucht, die an Keuchhusten erkrankt sind. Die Deutschen haben uns erlaubt, die kranken Kinder ins Freie auf einen Grasflecken zu bringen. Ich fragte ein Kind: ‚Bist du krank?‘ Er antwortete ‚Nein‘. Ich sagte: ‚Aber wenn dich die Deutschen fragen, musst du antworten, dass du krank bist.‘ Das Kind sagte: ‚Ich bin kein Lügner.“

Friedmann, Saul S. (Hrsg.), The diary of Gonda Redlich, Lexington 1992, S. 51 (Übersetzung aus dem Englischen).

14. November 1942

„Wie sollen wir mit dem Diebstahl-Problem umgehen? Wo ist der Unterschied zwischen einem Dieb, der für das Gemeinwohl stiehlt und einem, der dies zur persönlichen Bereicherung tut? Es ist schwer hier eine hundertprozentig moralische Erziehung anzubieten, schon allein, weil es keine Vorbilder gibt. (Wer lässt hier nicht etwas mitgehen?) Die Lösung dieser Probleme ist sehr schwierig, auch wenn sie aus pädagogischer Perspektive sehr interessant sind.“

Friedmann, Saul S. (Hrsg.), The diary of Gonda Redlich, Lexington 1992, S. 84 (Übersetzung aus dem Englischen).

3. November 1943

„Ein Streit: Was ist besser, milde oder harte Urteile auszusprechen? Wer ist dazu qualifiziert, ein Urteil zu fällen? Wer ist schuldig und wer ist unschuldig? (...) Ein Streit, der die Rechte des Ältestenrates betrifft. Es ist unrecht, besseres Essen zu bekommen. Große Reden, und der der es sagt, weiß, dass er in den Wind spricht. Die ‚Ältesten‘ werden niemals zustimmen, ihre Rechte auch nur um einen kleinen Happen zu beschneiden. Ist ein Mann, der zwei Portionen Essen bekommt, dazu geeignet, einen Dieb zu verurteilen, der nur eine Portion bekommt und der versucht, eine zweite aus der Küche mitgehen zu lassen?“

Friedmann, Saul S. (Hrsg.), The diary of Gonda Redlich, Lexington 1992, S. 134 (Übersetzung aus dem Englischen).

13. Januar 1944

„Jugendliche, die gestohlen haben, machen ihre Aussage.

Wie erklärt man ihnen den Unterschied?

Sie sagten: ‚Ja, wir bereuen, dass wir zugegeben haben, dass wir Fleisch gestohlen haben. Wenn wir es nicht zugegeben hätten, hätte niemand gemerkt, dass wir es gestohlen haben.‘

‚Und ihr schämt euch nicht dafür, dass ihr jetzt im Gefängnis seid?‘

‚Nein. Yaakov [Edelstein, Vorsitzender des Judenrats] sitzt auch im Gefängnis.‘

‚Wie erklärt ihr den Unterschied!‘

Sie sagen: ‚Hier ist das Leben anders als in der Normalität. Wenn wir zur Normalität zurückkehren, werden wir wieder anständig werden.‘“

Friedmann, Saul S. (Hrsg.), The diary of Gonda Redlich, Lexington 1992, S. 140 (Übersetzung aus dem Englischen).



Entscheidung zur Emigration

„Mit der ‚Kristallnacht‘, als die Synagogen angezündet und die Geschäfte und Warenhäuser der Juden in ganz Deutschland kaputt geschlagen wurden, kam unsere Schulzeit und damit auch unsere Kindheit zu einem Ende. Wir [Hannelore und ihre Cousine Ruth] waren damals 10 und 11 Jahre alt.

Auch wir Kinder fühlten nun die Angst und den Schrecken dieser Zeit. Jüdische Männer wurden meistens nachts aus ihren Häusern geholt und in das Konzentrationslager Sachsenhausen deportiert. Mein Vater schlief nicht mehr zuhause bei uns. Papa schlief bei alleinstehenden Frauen, zum Beispiel bei seiner Schwester Hertha. Dort suchte die SS nicht nach jüdischen Männern.

Bald haben meine Eltern unsere große Wohnung aufgegeben. Alles wurde in Kisten gepackt, und wir zogen um in die kleinere Wohnung von Tante Rosi, Ruths Mutter, bei der auch meine Großeltern aus Hersfeld schon eingezogen waren. Mein Vater hatte sich lange Zeit gegen Emigration gesträubt. Die Folge war eine hektische Jagd nach einem Visum, in welches Land dieser Welt auch immer. Zusammen mit vielen anderen Juden stand er Schlange von den Konsulaten. Es hing eine Spannung über uns, und Äußerungen von Aggressionen, Judenhass und Judenmordlust waren jetzt auch vor uns Kindern nicht mehr zu verbergen. Der Traum des deutschen Bürgers jüdischen Glaubens war ausgeträumt. (...)

Die Tage waren angefüllt mit dem Ankauf von Hausrat und Kleidung für die Emigration. Meine Eltern bereiteten Containerkisten vor, kauften neue Möbel und eine neue Küchenausstattung. Sie planten, im Ausland eine Pension zu eröffnen.

Es ist meinem Vater gelungen, für uns alle sieben, auch für Tante Rosi und Ruth und auch für meine Großeltern ein Visum für Kuba zu bekommen (...). Das Schiff St. Louis sollte am 13. Mai 1939 in Hamburg in Richtung Havanna auslaufen. Am 12. Mai waren wir in Hamburg, wo wir in einem Nonnenkloster übernachteten, weil alle Hotels für Juden verboten waren. Am nächsten Tag gingen wir an Bord.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 16 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Reise an Bord der St. Louis

„Die St. Louis lag im Freihafen von Hamburg, schneeweiß gestrichen mit schwarz-weiß-roten Schornsteinen. Arbeiter schleppten Kisten mit Proviant und ein großer Hebekran hob die Containerkisten in die Gepäckräume – die sogenannten Judenkisten. Wir mussten an Tischen entlang zur Pass- und Zollkontrolle gehen. Niemand sprach ein Wort. Es dauerte den ganzen Nachmittag, bis die Passagiere, 930 jüdische Männer, Frauen und Kinder, an Bord gegangen waren. Zuerst bekamen wir Kaffee und Kuchen, danach Abendessen. Um 20 Uhr legte die St. Louis ab, und das Bord-Orchester spielte ‚Muss I denn, muss I denn zum Städtele hinaus...!‘ Der Kapitän Gustav Schröder war einer der verlässlichsten Männer der ganzen Reederei, was während der gesamten Reise zu spüren war. Er hatte der Mannschaft befohlen, die jüdischen Passagiere als Ausländer¹ zu behandeln.

(...) Das Wetter war unwahrscheinlich schön. Es wurden Konzerte, Bockbierfeste und Kostümbälle gegeben. Die Reise mit dem freundlichen Kapitän und seiner Mannschaft, die versuchten, es den 930 Juden so angenehm wie möglich zu machen, war wie eine lang vergessene Ferienfahrt.“

Nachdem Einsickern der Nachricht, dass die Passagiere der St. Louis keine Einreisegenehmigung nach Kuba erhielten, war von der Urlaubsstimmung auf der St. Louis nichts mehr zu spüren.

„In der Bucht von Havanna lag die St. Louis in glühender Hitze. Eine merkwürdige Stille hing über dem Schiff. Der Salon, wo die Gottesdienste abgehalten wurden, war immer überfüllt mit Leuten. Die Unruhe der Passagiere stieg bis zum Unerträglichen. Kapitän Schröder befürchtete eine Katastrophe. Am Morgen des 30. Mai bekam Kapitän Schröder die ersten Briefe aus Havanna, alle von Familien der Passagiere, und alle hatten den gleichen Inhalt. Die Passagiere befanden sich also in einem sehr gespannten Zustand, und viele dachten daran, Selbstmord zu begehen.(...)“

Nach langwierigen Verhandlungen musste die St. Louis ablegen und nahm Kurs zurück nach Europa.

„Die Vorräte des Schiffes gingen zu Ende. Es war wie ein Traum, dass vor einer Woche das Schiff noch in glühender Hitze vor der Bucht von Havanna gelegen hatte – mit der Hoffnung auf Landung. An uns Kindern ist all das vorbei geglitten, wir waren beschäftigt in unserer eigenen Phantasie- und Spielwelt. Wir rannten zum Beispiel auf allen Decks herum, guckten kleine Babies an oder spielten Versteck.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 18, 27, 45 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

1. Mit seiner Anweisung, die jüdischen Passagiere „als Ausländer“ zu behandeln, wollte Kapitän Schröder erreichen, dass seine Mannschaft sie als Emigranten mit ausländischer Staatsbürgerschaft respektierte, anstatt sie als gedemütigte Flüchtlinge zu betrachten.



Im Durchgangslager Westerbork

„Von Juni 1940, im Laufe meiner Pubertätsjahre, habe ich mich sukzessive in fast alle meine Lehrer und Jugendbetreuer verliebt. (...) Leo Blumensohn hat den Kindern von Westerbork, die Mitglieder des Schülerkreis waren, ein Ideal, nach dem sie streben konnten, und einen Lebensinhalt gegeben. Der Schülerkreis war so wichtig für uns Kinder, dass wir eigentlich nur in dieser Welt lebten, und den Krieg, die großen Sorgen und die Ängste unserer Eltern nicht bewusst mitbekommen haben, (...) bis die Transporte im Juli 1942 einsetzten. Jeden Dienstag gab es Transporte in Richtung Osten. Für viele war das der sichere Tod. Selbst bei uns Kindern herrschte gedrückte Stimmung – aber trotzdem haben wir Leos Geburtstag sehr groß gefeiert. Er wurde 21 Jahre alt.“

Tages- und Jahresablauf in Westerbork

„Die Arbeitswoche hat 60 Stunden. 6 Uhr aufstehen.
6 Uhr 50 Appell, draußen auf einer großen Wiese.
7 Uhr Arbeitsanfang.
12 Uhr 15 bis 13 Uhr 35 Mittagspause.
Weiter arbeiten bis 17 Uhr 30.“

Gemmeker [der Lagerleiter] wollte aus Westerbork ein Musterlager machen. Wir Kinder ab 14 Jahren mussten auch an dieser Arbeitseinteilung teilnehmen. Wegen des Appellstehens in dem manchmal nebligen Heideklima von Drenthe hatte ich neuralgische Anfälle von Kopfschmerzen. (...)

Wir feierten alle jüdischen Feiertage sehr intensiv und dem jüdischen Gesetz entsprechend. Wir bauten sogar in den schwierigen Zeiten eine Laubhütte, machten Schabbat und die Freitagabendfeier, auch in den großen Durchgangsbaracken, so dass die Menschen in den großen Baracken auch etwas vom Schabbat oder der Feiertagsatmosphäre mitbekamen.

Auch Mama und Papa haben seit der ersten Woche in Westerbork aus Freitagabend und Schabbat etwas Festliches gemacht, solange wie das möglich war. Mama buk für Freitagabend Pfannkuchen aus Maismehl und Wasser, aufgerollt mit Quark, ‚Melintjes‘, die wir herrlich lecker fanden. Sie buk sie auf einer kleinen elektrischen Kochplatte. Wir hatten auch einen Hausfreund, der jeden Freitagabend kam, Dr. Heinemann, ein junger Frankfurter Rechtsanwalt. (...) Er war ein ‚alter Lagerinsasse‘. Papa oder er machten Kiddusch. Wir hatten natürlich keinen Wein, sondern den ein oder anderen Ersatz.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 79, 81 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Von Westerbork nach Theresienstadt

Im Januar 1944 wurden Hannelore und ihre Eltern von Westerbork nach Theresienstadt deportiert.

„Mama war komplett verwirrt. Sie musste für uns alle einpacken. Wir Kinder waren nur neugierig auf das Neue, das uns erwartete, nicht ahnend, dass es nur Elend bedeutete. Ich fragte Mama, welche Kleidung ich für die Zugfahrt wählen sollte. Mama riet mir zu dunklen Kleidern, damit sie auf der Reise nicht schmutzig würden. Ich entschied mich für ein dunkelblaues, nicht zu warmes Kleid, das mich natürlich nicht ausreichend vor der Kälte im Januar 1944 in einem ungeheizten Zug schützen konnte.

Auch einige Mitglieder der Arbeitsgruppe ‚Bühne‘ verschwanden im Laufe des Jahre 1944 von der Westerborker ‚Bühne‘. Keiner ist aus der Hölle der Holocaustlager zurückgekehrt. Der Kabarettist Willy Rosen dichtete für seinen Abschied von Westerbork:

Abschied von Westerbork

Mein liebes Westerbork; ich muss nun von Dir scheiden,
Eine kleine Träne lässt sich dabei nicht vermeiden.
Warst Du auch öfter hart und ungemütlich,
Du bliebst doch letzten Endes immer friedlich...
Nun sage ich leise Servus, liebes Kesselhaus,
Ein letzter Flötenton und dann ist's aus.
Lebwohl mein Hinterzimmer mit dem kleinen Teppich,
Ich flüstere heute selber zu mir leise: nebbich¹...
Adieu mein lieber ‚Stamppot‘² und ‚Vuilnisbak‘³,
Ich gehe auf die Wanderschaft mit Sack und Pack...
Manchen Transport sah ich von hier verreisen,
Und jetzt – jetzt wirft man selber mich zum alten Eisen...
In Westerbork kann mir nichts mehr passieren,
Ich gehe woanders Tsores⁴ organisieren. (...)
Nun sitze ich im Coupé, gleich wird es pfeifen
Noch einmal lass ich meinen Blick über die Gegend schweifen.
Nun weiss ich doch, ich leide Qualen,
Adieu mein Westerbork, Post Hooghalen⁵.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 84f (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

1. *Nebich: leider; schade.*

2. *Stamppot: Holländisches Eintopfgericht.*

3. *Vuilnisbak: Mülleimer.*

4. *Tsores: Schwierigkeiten, Sorgen.*

5. *Post Hooghalen: Bahnstation in der Nähe von Westerbork.*



Im Ghetto Theresienstadt

Hannelore kam am 21. Januar 1944 mit ihren Eltern und Großeltern im Ghetto Theresienstadt an.

„Im Sommer 1944 war es heiß. Das war unser erster und letzter Sommer in Theresienstadt. Die Nächte auf dem Dachboden der Kasernen in den großen, heißen Schlafräumen waren unerträglich. Die Wandläuse kamen wegen der Wärme aus allen Mauerlöchern und verbreiteten einen ekelhaften Gestank. Sie setzten sich nicht nur auf den Essensresten der Menschen fest, sondern auch auf den ausgemergelten Körpern, wo sie Stiche und Beulen hinterließen. Vor diesem Elend flüchteten viele Leute mit ihren Schlafsäcken auf die Dächer der Kasernen oder in die offenen Galerien, und schliefen so besser unter freiem Himmel. (...)“

Mit seinen blühenden Bäumen war Theresienstadt kein hässliches, kleines Festungsstädtchen. Ein Teil dieser Bäume waren Fruchtbäume. Angetrieben von Hunger, beschlossen Ruth und ich, nachts zu stehlen: Kartoffeln aus dem Keller – falls möglich – und Früchte von den Bäumen, die natürlich nicht für die Ghettobewohner bestimmt waren. Die Kellerräume waren sehr gut bewacht und abgeschlossen. Also kletterten wir auf die Bäume, wurden aber von Wachen festgenommen und zum Ältestenrat gebracht. Wir kamen zum Rabbiner Leo Baeck. Er tobte fürchterlich und drohte: „Wenn das noch einmal passiert, lasse ich euch auf eine Transportliste setzen.“¹

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 91, 93 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

1. Die Androhung von Rabbiner Baeck, Hannelores Name auf die Deportationsliste zu setzen, falls sie noch einmal beim Diebstahl erwischt werden würde, ist mit Sicherheit als der Versuch Leo Baecks zu verstehen, das Mädchen einzuschüchtern und sie so von weiteren Diebstählen abzuhalten. Es ist kein Fall bekannt, in dem das Fehlverhalten von Kindern und Jugendlichen im Ghetto Theresienstadt mit solch drastischen Bestrafungen geahndet worden wäre. Im Gegenteil: Die Erzieher und Erzieherinnen im Ghetto gaben sich große Mühe, die Grenzen moralisch akzeptierbaren Handelns sorgfältig und erzieherisch sinnvoll zu definieren. Siehe dazu auch die Karte „Gut und Böse im Ghetto“.



Von Theresienstadt nach Auschwitz: Trennung vom Vater

Im September 1944 wurde Hannelores Vater auf Transport geschickt.

„Papa hatte schon mit vielen anderen Männern die sogenannte Schleuse passiert. ‚Die Schleuse‘ war die nördliche Außenseite der Hamburger Kaserne. In dem Tunneltor standen ‚prominente‘ Wachleute der jüdischen ‚Prominenz‘ von Theresienstadt, die die Namen der vorbeigehenden Personen, die auf Transport gingen, abhakten. Draußen an der Nordseite der Hamburger Kaserne waren die Schienen, wo schon die Viehwaggons mit Lokomotive zum Transport bereitstanden. Hohe SS-Offiziere, unter ihnen auch Oberscharführer Rahm, liefen neben den Waggons hin und her. Das war also die Schleuse.

Wenn jemand, der auf der Liste stand, vermisst wurde, wurde alles nach dieser Person durchsucht, und wenn die Suche ergebnislos blieb, mussten viele andere statt dieser Person mit auf den Transport, als Repressalie.

Durch das Tor, das vom Hof ausging, durften wir, die Nicht-Transport-Gänger, niemals gehen... Die Viehwaggons waren bereit, unsere Männer zu verfrachten. Mama war ganz verwirrt vor Kummer und Elend. Sie schlug vor, dass ich, als blondes, gut aussehendes Mädchen mit Arbeitsanzug und rotem Kopftuch (Lagerkleidung) versuchen musste, durch die Schleuse zu kommen, bis zu den Zügen, wo der Obersturmbannführer Rahm stand. Ich sollte bei ihm ein gutes Wort für Papa einlegen: dass Papa ein Frontkämpfer mit der Auszeichnung des Eisernen Kreuzes im Ersten Weltkrieg gewesen ist. Damit sollte Papa aus dem Transport geholt werden.

Es war bei Todesstrafe verboten, in die Nähe der Züge zu kommen (...), und die Bewachung der Schleuse war ausreichend, um das zu verhindern.

Der Moment, der große innerliche Zwiespalt, den ich fühlte, steht mir noch lebendig vor Augen. Ich habe lange Jahre nach dem Krieg noch manchmal Alpträume von diesem Moment meines Lebens gehabt. Den Moment, den ich immer wieder neu erlebte. Einige Male nahm ich einen Anlauf, um das zu tun, was Mama so gern wollte. Jedes Mal kam ich wieder zurück und hielt mich selbst für einen Feigling. Ich hatte nicht den Mut für diese Unternehmung und wusste auch, dass sie nicht gelingen, oder – noch schlimmer – zu meinem Tod führen würde. Es war ein Alptraum für uns alle. So gingen Stunden vorbei, und die Viehwaggons mit unseren Männern – Vätern, Brüdern und Ehemännern setzten sich an diesem traurigen Morgen des 28. September 1944 in Richtung Auschwitz in Bewegung. Ich denke, es waren Tausende Männer. Die meisten, auch mein Vater, sind nach der Ankunft in Auschwitz am 30. September 1944 in der Gaskammer von Auschwitz vergast worden.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 95f (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Transport nach Auschwitz

Hannelore und ihre Mutter werden von Theresienstadt nach Auschwitz verschleppt.

„Eine Woche nach dem 28. September, am 4. Oktober, war der Transport der ‚Angehörigen‘ der deportierten Männer zusammengestellt. Mama und ich mussten uns von Opa und Oma, Tante Rosi und Ruth verabschieden. Wir kamen in die sogenannte Schleuse. Mama schrieb noch ein Abschiedsbriefchen für Opa und Oma und Tante Rosi und gab es an einen der jüdischen Wachleute in der Schleuse, der es an Opa und Oma weitergab. (...)“

Meine sehr Lieben!

Ich danke Euch noch tausendmal für all Eure Liebe und Opfer, G'tt wird helfen, daß wir uns in Frieden gesund wiedersehen.

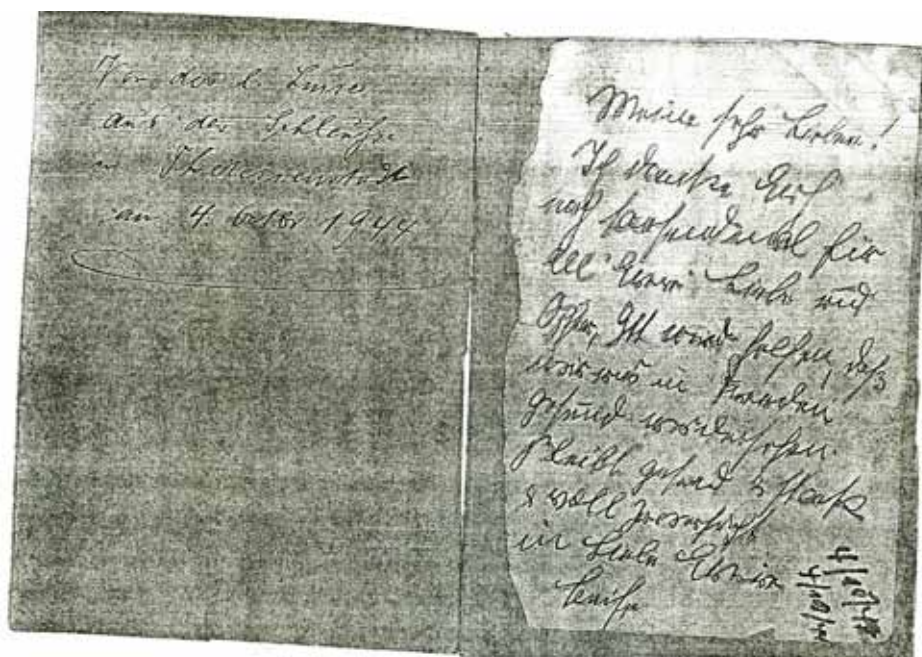
Bleibt gesund u. stark u. voll Zuversicht

in Liebe Eure

Luise“

Auf der Rückseite notierten die Empfänger:

„Von der I.[lieben] Luise aus der Schleuse in Theresienstadt am 4. Oktober 1944“



Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 95, 99 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Von Lager zu Lager: Das Arbeitslager Freiberg in Sachsen

Von Auschwitz wurde Hannelore zusammen mit Tausenden anderen Frauen in einem Viehwagen in das Arbeitslager Freiberg in Sachsen (Deutschland) gebracht. Sie musste in einer Fabrik Zwangsarbeit leisten. Ihr ‚Meister‘ mochte Hannelore gern und sorgte für sie. So bekam sie hin und wieder eine Extraportion Brot und Kleidung zum Wechseln.

„Schon in den ersten Tagen flüsterte er mir ins Ohr: ‚In der rechten Schublade meines Tisches liegt ein Brot für dich, sicher hast du Hunger. Aber lass es niemanden merken!‘ Ich war ganz verwirrt von diesem großen Angebot und dankte ihm im Flüsterton.“

Schließlich entdeckte eine eifersüchtige Mitgefangene die Vergünstigungen, die Hannelore von ihrem Vorgesetzten erhielt.

„Wie vorsichtig ich auch versuchte, das geschenkte Brot aus der Schublade zu nehmen, die schlaun Augen der Kriminellen hatten es schon entdeckt. Sie drohte mit lauter, ordinärer Stimme, dass sie diesen Vorfall an den SS Oberscharführer weiterleiten würde. Der ‚Meister‘ bekam es mit der Angst zu tun, und sagte mir entschuldigend, dass es ab jetzt nichts mehr geben könne. Aber die Eifersucht der Kriminellen mir gegenüber war schon entfacht. Abends im Schlafraum hat sie angekündigt, dass sie bei der SS Führung angeben würde, dass ich zwei Hemden besaß. Sie tobte. Dass ich auch zwei Kleider besaß, hatte sie glücklicherweise nicht bemerkt (...). Die Drohungen der Kriminellen wurden schlimmer und schlimmer, und aus Angst und Panik lief ich zur Mutter von Regina Lewkowitz, die beide in einem anderen Schlafraum waren. Sie half mir in ihrer spontanen und robusten Art, die sie hatte. Auf meine Anweisung ging sie zur Kriminellen und rief: ‚Wenn Sie dieses Mädchen nicht in Ruhe lassen, schlage ich Ihnen die Fresse ein!‘ Das war die Sprache, die dieser Mensch verstand. Danach habe ich nie mehr mit ihr Probleme gehabt. Frau Lewkowitz mit ihrer Entschlossenheit hat einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf mich gemacht, dass ich diesen Vorfall bis heute nicht vergessen habe.“

„Fantasie-Kochen“

„Abends gingen wir gleich nach dem Abendessen schlafen, und am Sonntag war es uns ein Vergnügen, Menüs zusammenzustellen und in Gedanken zu kochen und zu essen.“

Im Februar 1944 konnte Hannelore hören, wie das nahegelegene Dresden von den Bombenflugzeugen der Alliierten bombardiert wurde.

„Wir hatten keine Angst. Ich auch nicht. Wir hofften nur auf die Befreiung. Einmal, im Februar 1944, sahen wir durch die großen Fabrikfenster in der Ferne ein flackerndes Flammenmeer. Wir hörten später von dem ganz verstörten ‚Meister‘, dass Dresden Opfer der Flammen geworden und durch einen Luftangriff (...) fast dem Erdboden gleich gemacht worden war. Wir jubelten innerlich und hatten noch weniger Angst (...) als vorher.“

Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 113, 116 (Übersetzung aus dem Niederländischen).

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.



Frankreich – Israel – Amsterdam

Von Konstanz kam Hannelore in das französische Lager Cernon, wo ehemalige Häftlinge, die wie Hannelore durch den Krieg heimatlos geworden waren, Aufnahme fanden.

„Wie wir unsere Tage in Cernon verbrachten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß noch genau, dass jeder sehr stark mit sich selbst beschäftigt war. (...) Viele von unseren lieben holländischen Lager- und Schicksalsgenossen sagten damals: ‚Ihr kommt nie wieder in die Niederlande zurück! Ihr seid keine Niederländer!‘ Das war alles, was sie aus der Zeit des Holocaust gelernt hatten. Dieser Ausruf von Leidensgefährten, die zusammen mit uns das tiefste Elend durchgemacht hatten, hat einen bleibenden und tiefen Eindruck bei mir hinterlassen, den ich nie vergessen werde. Ich kann mich auch noch genau an eine dieser hässlichen Schreihälse erinnern: Es war Sera Sajet, die ich Jahre später als Verkäuferin in der Bonneterie [einem Luxuskaufhaus in Amsterdam] wieder sah. Sie hat so getan, als hätte sie mich nie zuvor gesehen.“

Nachdem sie durch zahlreiche Lager in Frankreich gekommen war, erfuhr Hannelore im Juli 1945 vom Schicksal ihrer Eltern.

„Es war in diesen Juliwochen, als wir vernahmen, was sich wirklich in Auschwitz und anderen Lagern des Holocaust abgespielt hatte. Und wir begriffen damals zum ersten Mal, dass es eine extreme Ausnahme wäre, wenn wir einen unserer geliebten und ersehnten Menschen wiedersähen, der dem Tod entronnen wäre, so wie wir, die in Auschwitz-Birkenau zur Arbeit selektiert worden waren. Auch ich habe verstanden, dass es wenig Hoffnung gab, meine Eltern wieder zu sehen. Das war eine sehr bittere Erkenntnis, die ich zu akzeptieren lernen musste. Als ich anfing, dies zu begreifen, überwältigte mich die Traurigkeit. Ich musste allein sein. Ich rannte aus der Baracke, warf mich auf das Gras hinter den Baracken – wo niemand war – und weinte dort Stunden und Stunden.“

Im Oktober 1945 kam Hannelore zurück in die Niederlande. Sie stieg am Zentralbahnhof in Amsterdam aus dem Zug.

„Der Bahnhof war völlig verlassen und ausgestorben, bis ein jüdischer Mann auf uns zukam. Er strich unsere Namen auf einer Liste aus und gab jedem von uns 25 Gulden, was damals ein Vermögen war, besonders für uns. (...) So kam ich bei Opa und Oma, Tante Rosi und Ruth im Tugelaweg 61 an. Es war eine möblierte Dreizimmerwohnung in der Nähe vom Amstelbahnhof. Sie hatten über das Rote Kreuz meinen Brief erhalten, in dem ich geschrieben hatte, dass ich kommen würde.“

Stolz schritt ich hinein, mit meinem kleinen hölzernen Kofferchen, und die Freude auf beiden Seiten war groß, aber auch getrübt durch alles, was in den letzten Jahren passiert war, und was meinen Eltern geschehen war, die nicht mehr da waren. Jeder wusste von der Trauer des anderen, aber wir sprachen nicht darüber. (...)

Jetzt begann die Zeit, wo ich versuchen musste, mich an das neue Leben zu gewöhnen, etwas Neues lernen zu wollen. Ich hatte keine Schulausbildung, zu einem normalen Schulanfang ist es nie mehr gekommen und ich füllte die Löcher in meiner Entwicklung mit verschiedenen Sprachkursen in England, Frankreich und Argentinien. Ich machte eine Ausbildung zur Handelskauffrau, lernte Maschinenschreiben, Steno und Handelskorrespondenz in verschiedenen Sprachen. (...)

Ich wurde als Kriegspflegekind und staatenlos in die Akten der Amsterdamer Fremdenpolizei eingetragen.“

Im Juli 1950 beschloss Hannelore, nach Israel auszuwandern. Nach kurzer Zeit kehrte sie aber zurück nach Holland, um für ihren schwer erkrankten Großvater zu sorgen. Hannelore heiratete und bekam zwei Kinder. Sie lebt heute in Amsterdam.

*Aus den schriftlichen Erinnerungen von Hannelore Klein-Grünberg, Privatbesitz, S. 126, 128, 133ff (Übersetzung aus dem Niederländischen).
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.*



Was bedeutet Judesein?

„Man kann auf dreierlei Weise Jude werden: durch Geburt, durch Konversion und durch staatliche Verfügung. Vom Judentum durch Geburt nur schwach angehaucht, fand ich mich nach dem 30. Januar 1933 zwangsweise in der dritten Gruppe wieder. Viele Jahre später, nachdem ich in die USA übergesiedelt war, warf man mir mehr als einmal vor, ‚nicht jüdisch genug‘ zu sein. (...) Meine Eltern machten aus mir einen eingefleischten Atheisten, und der bin ich, von ein paar psychologischen Weiterentwicklungen abgesehen, auch geblieben. Bei mir gab es keine pubertären Auseinandersetzungen mit dem Glauben meiner Väter – ich hatte keinen Glauben zu verlieren und war restlos zufrieden mit einem Zustand, den andere, mehr zur Frömmigkeit neigende Menschen als verarmt beschrieben haben. (...) Jüdisches Bewußtsein? Jüdische Identität? Das waren für sie [meine Eltern] – und also auch für mich – hohle Schlagwörter.

Sie ließen mich beschneiden. Wieso? War es ein Rest von Identifizierung mit dem Judentum oder eine medizinische Maßnahme? Warum zündete mein Vater an den Todestagen seiner Eltern eine Kerze an? Ein Anflug von fortlebender Treue gegenüber jüdischen Gepflogenheiten oder ein Ausdruck privater, weltlicher Frömmigkeit? Ich weiß es nicht; wir haben nie darüber gesprochen. Jedenfalls waren diese Gesten für meine Eltern nicht kennzeichnend. Sie waren Deutsche. Es stimmt zwar, dass mein Vater Ende der zwanziger Jahre seinen Namen in ein Adressbuch jüdischer Kaufleute in Berlin aufnehmen ließ. Aber das war Geschäft.

Meine Erziehung war nicht einfach irreligiös; sie war antireligiös.

Dann, im Jahre 1935, als ich zwölf war, versuchte der Anführer der Schar mich zu überreden, das Bar-Mizwa mitzumachen. (...) Der Gedanke konnte mich nicht begeistern; meine Eltern und ich hatten solch einen Schritt nie in Erwägung gezogen. Die Aussicht, Gebete zu sprechen, die ich nicht verstand oder an die ich nicht glaubte, und in einer so abergläubischen Atmosphäre zum Mann zu werden, beunruhigte mich. Ich machte Ahnungslosigkeit, Gleichgültigkeit, ja sogar Ablehnung geltend: die jüdische Religion bedeute mir nichts. Der gewitzte Anführer, der ganze achtzehn Jahre alt gewesen sein dürfte, hielt mir ein weltliches Argument entgegen: Für Juden seien das harte Zeiten. In den zwei Jahren, die sie an der Macht seien, hätten die Nazis alles Erdenkliche getan, uns zu diffamieren, aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen und, soweit möglich, aus dem Land zu treiben. Ich müsse meine Solidarität mit verfolgten Menschen bekunden; sich durch ein Bar-Mizwa zur jüdischen Gemeinschaft zu bekennen, sei eine Tat des guten Willens, die in diesen Zeiten dringend nottue. (...)

Damals erwog ich gründlich die Alternativen, und der Atheist siegte. Kein Bar-Mizwa für mich.“



Die Flucht aus Nazi-Deutschland

„Die anderen Fröhlichs waren bereits nach Kuba ausgereist. Wir waren als nächste dran. Unsere Visa für Kuba schienen in Ordnung, und wir hatten alle Ausreisevorschriften erfüllt - auf unsere ziemlich eigenwillige Weise. Wir mußten nur noch eine Überfahrt finden. Mit der Hilfe seines alten Freundes (...) fand mein Vater eine Lösung, die sich ihm als die bestmögliche anbot: Er buchte für uns Plätze auf einem luxuriösen Hapag-Dampfer, der *St. Louis*, die am 13. Mai nach Havanna auslaufen sollte. (...) Mittlerweile war es Ende März, nur noch vierzehn Tage bis wir das begehrte Papier in den Händen halten würden. Aber mein Vater hatte ein unangenehmes Gefühl, und er war nicht mit seinem Arrangement zufrieden. Ob er wiedergutmachen wollte, daß er versäumt hatte, in den Anfangstagen des Dritten Reiches unsere Emigration zu organisieren, oder ob er fürchtete, daß sich das Regime in den nächsten paar Wochen neue Schikanen für die deutschen Juden ausdenken könne, jedenfalls beschloß er, unsere Abreise zu beschleunigen, egal wie gefährlich das Vorgehen war, das er würde befolgen müssen. Die Zeit drängte. Wir hatten nichts als unsere Schiffskarten für die *St. Louis*. Er war sich des hohen Einsatzes bewußt, aber davon überzeugt, daß jeder Tag in Deutschland ein Tag der Gefahren sei, und so setzte er alles daran, eine frühere Überfahrt auf einem anderen Hapag-Dampfer zu buchen. Schließlich fand er, was er suchte, in der *Iberia*, welche fahrplanmäßig am 27. April nach Havanna auslaufen sollte, vierzehn Tage vor der *St. Louis*. (...) In dieser Zwangslage beschloß er, unsere Reisepapiere zu frisieren und ein anderes Datum sowie einen anderen Schiffsnamen einzusetzen. (...) Immer noch sehe ich meinen Vater vor mir, wie er dieses Verbrechen begeht: Mit einem Rasiermesser kratzte er ganz vorsichtig die Tinte ab, so daß die Wörter *St. Louis* und *13. Mai* immer blasser wurden. Winzige Krümelchen bräunlichen Papiers sammelten sich unter seinen Fingern. Damit die Tinte bei der Neueintragung nicht verlief, glättete er die aufgerauhte Oberfläche mit seinem Daumennagel und schrieb dann mit langsamen Strichen die Ersatzwörter hin, bemüht, die Beamtenhandschrift nachzuahmen, die er wegradiert hatte. (...) [A]ls wir drei vor die Nazibeamten traten, zweifelte niemand das Dokument an.“

Peter Gay, Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933–1939, München 1999, S. 167f.



Reichspogromnacht 1938

„Die Geschichte der Kristallnacht ist oft erzählt worden, bisweilen in grausigen Einzelheiten; dennoch muß ich darüber sprechen, weil ich dort war. (...) Ich interpretiere sie - nein ich empfinde sie - als eine Katastrophe, die meinen Groll auf Deutschland und die Deutschen noch steigerte und in einen Haß verwandelte, der lange Zeit unvermindert anhielt. (...) Am Morgen des 10. November, als die Verwüstungen bereits zum größten Teil angerichtet waren, fuhr ich mit dem Fahrrad meinen üblichen Weg durchs Wohnviertel zur Arbeit und merkte nichts Außergewöhnliches. Später am Vormittag rief mein Vater an und sagte, ich solle nach Hause kommen, da es Ärger gebe. Ich fragte nicht nach Einzelheiten, sondern setzte mich aufs Rad und fuhr auf einem anderen Weg durch die Stadt, die hier aussah, als wäre sie von einem Heer von Vandalen heimgesucht worden. Das war sie auch, aber das Außerordentliche dabei war, daß das Regime selbst diese Vandalen in Marsch gesetzt hatte. Der Weg, den ich zurück zur Sächsischen Straße nahm, führte mich durch die Tauentzienstraße mit ihren (...) großen Einzelhandelsgeschäften. Die Fassaden waren zertrümmert, die riesigen Schaufenster zerschmettert, Schaufensterpuppen und Waren lagen verstreut auf dem Gehweg herum. Ganz sichtlich hatten mehr jüdische Geschäfte, als ich dachte, die Versuche des Staates überlebt, sie zu ‚arisieren‘. Mit gesenktem Kopf radelte ich nach Hause. Die Zurückhaltung, die ich seit langem kultivierte, leistete mir an jenem Morgen gute Dienste. (...)“

„[Emil Busse und mein Vater] waren durch die Innenstadt geschlendert, um sich die Schäden anzuschauen, zwei Berliner auf einem Spaziergang. Am meisten erschreckt hatte sie der Überfall auf ein kleines Hotel an der Spree, eines der wenigen noch in jüdischem Besitz. Der Mob hatte das Haus systematisch, Stockwerk für Stockwerk, durchkämmt, sämtliche Fenster eingeschlagen, war in die Zimmer eingebrochen und hatte die Möbel demoliert, Bettdecken und Kissen aufgeschlitzt und die Federn massenweise auf die Straße geschüttet. Ein barbarischer Schneesturm, eine Massenorgie, die man kaum glauben und nie vergessen konnte. Mir hat mein Vater von diesem Spaziergang nie etwas erzählt, und zu Hause redeten wir nicht lange von dem Pogrom. (...) [I]ch glaube auch, daß in diesem Augenblick in ihm der Entschluß gereift war, alles zu tun – selbst gegen das Gesetz –, damit wir drei dem deutschen Alptraum entkommen konnten. (...)“

Der ganze 10. November ist meinem Gedächtnis entfallen: eine Leerstelle. Nach meiner Erkundungstour muß ich nach Hause gegangen und mit meiner Mutter zu Abend gegessen haben. Am Ende des Tages war eines klar: Der Zeitplan, den wir im vorigen Jahr mit unseren amerikanischen Verwandten so minutiös ausgearbeitet hatten, würde verkürzt werden müssen, und zwar drastisch. Was ich noch weiß: In dieser Nacht schlief ich tief und fest.“